

# ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

© 2003 Friedrich Veitl, Metropol-Verlag  
Kurfürstenstraße 135, 10785 Berlin, Telefon (030) 23 00 46 23, Fax (030) 2 65 05 18  
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>  
e-mail: [veitl@metropol-verlag.de](mailto:veitl@metropol-verlag.de)

## Redaktion:

Friedrich Veitl (verantwortlich), Jürgen Danyel,  
Detlev Kraack und Norbert Seidel  
Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin  
Telefon (030) 31 42 54 89  
E-mail: [redzfg@mailbox.tu-berlin.de](mailto:redzfg@mailbox.tu-berlin.de)  
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>

Bestellungen bitte an den Verlag. Vertrieb und Anzeigenannahme: Metropol-Verlag Berlin.  
Manuskripte nach Vorabsprache an die Redaktion senden (angenommene Manuskripte nach  
Möglichkeit im rtf-Format speichern und per e-mail an [veitl@metropol-verlag.de](mailto:veitl@metropol-verlag.de) schicken).  
Für unverlangt eingegangene Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.  
Die ZfG veröffentlicht keine Zweitdrucke bereits erschienener Aufsätze sowie keine auch  
andernorts zur Veröffentlichung angebotenen Beiträge. Die Auswahl der Bücher zur Rezen-  
sion behält sich die Redaktion vor.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint monatlich.

Einzelheftpreis 12,- EURO (zuzügl. Versandkosten und Porto);

Jahresbezugspreis Inland 121,70 EURO (einschl. Versand und Porto);

Ausland 121,70,- EURO (zuzügl. 12,- EURO Versand und Porto);

Studentenvorzugsabonnement: 91,50 EURO; alle Preise einschl. Mehrwertsteuer.

Der Abonnent kann seine Bestellung innerhalb von sieben Tagen schriftlich beim Verlag  
widerrufen. Zur Fristwahrung genügt das Datum des Poststempels. Das Abonnement ver-  
längert sich zu den jeweils geltenden Bedingungen um ein Jahr, wenn es nicht zwei Monate  
vor Jahresende schriftlich gekündigt wird.

Druck: Primus Solvero, Berlin

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* erscheint monatlich im Metropol-Verlag. Sie ist  
ein Fachorgan für Historiker, Geschichtslehrer, Archivare, Studierende und Interessenten an  
Geschichte und verwandten Disziplinen wie Völkerkunde, Politische Wissenschaft, Altertums-  
wissenschaften, Kunstgeschichte u. a.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* veröffentlicht Beiträge zu zentralen Problemen  
der deutschen Geschichte, der europäischen und Universalgeschichte sowie zu Fragen der  
Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* hat einen umfangreichen Rezensionsteil. In jedem  
Heft werden bis zu 40 Neuerscheinungen besprochen.

## INHALT

### ARTIKEL

- SONJA LEVSEN: Männlichkeit als Studienziel  
*Männlichkeitskonstruktionen englischer und deutscher Studenten  
vor dem Ersten Weltkrieg* ..... 109
- GIDEON REUVENI: Der Aufstieg der Bürgerlichkeit und  
die bürgerliche Selbstaflösung  
*Die Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur in  
Deutschland bis 1933 als Fallbeispiel* ..... 131
- MICHAEL P. HENSLE: Denunziantentum und Diktatur  
*Denunziation als Mittel der Machtausübung und Konfliktaustragung im  
nationalsozialistischen Deutschland* ..... 144

### TAGUNGEN UND PROJEKTE

- Requiem – Die römischen Papst- und Kardinalsgrabmäler der Frühen Neuzeit  
*(Carolin Behrmann, Arne Karsten, Philipp Zitzlsperger)* ..... 162
- Die Kölner Justiz und der Umgang mit dem nationalsozialistischen Unrecht  
an Juden  
*Eine Tagung der Kölnischen Gesellschaft für christlich-jüdische  
Zusammenarbeit (18./19. 11. 2002)*  
*(Andreas Disselnkötter)* ..... 165
- Historische Kontroversen und politische Kultur nach 1945  
*Eine Konferenz am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam,  
20.–22. Juni 2002*  
*(Karl Christian Lammers)* ..... 168

### REZENSIONEN

#### Allgemeines

- ERHARD CHVOJKA/ANDREAS SCHWARCZ/KLAUS THIEN (Hrsg.):  
*Zeit und Geschichte. Kulturgeschichtliche Perspektiven.*  
München/Wien 2002 *(Stefan Jordan)* ..... 171

dienlichen Weise zu organisieren – die Dynamik des eigenen Organismus eingeschlossen“ (S. 119). Dux betont die Bedeutung neuzeitlicher Rationalität und säkularisierten Denkens für den modernen Zeitbegriff und greift damit den Beiträgen von *Enzelsdorfer*, *Chvojka* und *Weinziel* vor, die das „Zeitbewusstsein in der Frühen Neuzeit“ thematisieren. Darstellungen „fremder“ Zeitvorstellungen im Islam, in einer muslimischen Stammesgesellschaft des Jemen und im Buddhismus findet der Leser in den Ausführungen von *Herbert Eisenstein*, *Andre Gingrich* und *Ursula Baatz*. Mit diesen Ansätzen weist der Band auf das Desiderat einer kulturvergleichenden Untersuchung zu „Zeit und Geschichte“ hin. Wie eine Parodie hierzu wirkt die Beschäftigung *Klaus Thiens* mit „Zeit in der österreichischen Mentalität“; bei näherem Hinsehen erweist sich der Aufsatz aber als (durchaus nicht humorlose,) fein beobachtete Studie zum gegenseitig sich bedingenden Verhältnis zwischen dem Bild vom „gemütlichen“ Österreicher und seinen historischen Ursachen im Katholizismus, der josephinischen Bürokratie und dem Rückzug in die Privatheit und die Kaffeehausatmosphäre als politischer Strategie. Exemplarische Studien zum Zeitdenken der Frühen Neuzeit bieten *Hannes Etzelsdorfer* mit ikonographischen Auslegungen von Zeitallegorien im Barock und *Erhard Chvojka* mit der Untersuchung eines Wiener Marktrechtsprozesses. Auf die „Miscelle“; wie *Michael Weinziel* seine Zeilen zu „Zeit und Zivilisation“ in Großbritannien im 18. Jahrhundert nennt, hätten die Herausgeber verzichten sollen. Der Text ist eine Kompilation von Sentenzen, die Chvojkas Wiener Diplomarbeit und Aufsätzen E. P. Thompsons entstammen. Warum soll man aber eine Kopie lesen, wenn es Originale gibt?

Den Abschluss des Bands bilden vier Beiträge, deren Zeitbegriff weniger von historisch-theoretischem als von ethnologischem Interesse bestimmt ist. *Susanne Breuss'* Darstellung häuslicher Zeitordnungen ist mehr ein Beitrag zur historischen Anthropologie denn zur geschichtstheoretischen Erörterung des Zeitbegriffs; *Paul Liessmanns* ambitionierter Essay gegen die Vernichtung der Muße in der Moderne ist ein politisches Plädoyer – anders als *Klara Löfflers* irgendwie kritische Bemerkungen zur „Einübung der Zwischenzeit“, die undeutlich bleiben. Von eher soziologischem Interesse ist die vergleichende Studie über das shopping-Verhalten in New York und Wien von *Anette Baldauf*, *Alexandra Seibel*,

*Heide Tebbich* und *Katharina Weingartner*. Man mag diese letzten Aufsätze als Versuch werten, weitere Dimensionen des Zeitbegriffs aufzuzeigen. Denn wenngleich der Band seinen Anspruch nicht immer einlösen kann, liegt hierin die eigentliche Stärke von „Zeit und Geschichte“: in der Versammlung von Autoren und Autorinnen unterschiedlicher Disziplinen, im Bemühen um interkulturelle Vergleichsarbeit und im Anspruch, das scheinbar selbstverständliche Phänomen „Zeit“ in unterschiedliche Denk- und Seinsansätze aufzulösen.

Stefan Jordan

REINHART KOSELLECK: *Europäische Umriss deutscher Geschichte*. 2 Essays. Manutius Verlag, Heidelberg 1999, 78 S.

In diesem Band veröffentlicht der Bielefelder Emeritus *Reinhart Koselleck* zwei Essays, die die deutsche Geschichte im europäischen Kontext zu verankern suchen. Motiviert, wie er in der Vorbemerkung schreibt, „die vielfältigen Konflikte der europäischen Nationen als ihre gemeinsamen wahrzunehmen und ihre Kontraste oder Konvergenzen zu sichten, die sie aufeinander verweisen“, beschäftigt er sich mit der europäischen Dimension der Revolution von 1848/49 sowie in Anlehnung an Helmuth Plessners berühmtes Buch zur deutschen Geschichte mit der Frage, ob Geschichte eine Art Fahrplan zugrunde liege.

„Wie europäisch war die Revolution von 1848/49?“ lautet die Ausgangsfrage des ersten Aufsatzes. Unwiderlegbar ist, dass es sich nicht um eine, sondern um eine Vielzahl von Revolutionen handelte, die sich über ganz Europa erstreckten. Koselleck attestiert diesen Revolutionen einen „gemeineuropäischen“ Charakter, den er an vier Kriterien festmacht: Erstens begleiteten alle europäische Aufstände ähnliche sozioökonomische Herausforderungen, die es nicht erlaubten, ökonomische Innovation mit sozialen Fragen in Einklang zu bringen. Zweitens litt die Landbevölkerung in ganz Europa unter Überbevölkerung, Missernten und Hungersnöten und suchte vergeblich nach Arbeit in den Städten. Drittens kam es in ganz Europa zu Verfassungsbewegungen, die in fast allen Staaten den Übergang von einer neoständischen zu einer konstitutionellen Verfassung ermöglichten. Diese Verfassungsbewegungen erlaubten es, wirtschaftlich erfolgreiche Bürger in die noch vom Adel dominierte Gesellschaft einzugliedern, ohne die gestaffelten Wahlrechte auf-

zugeben. Viertens, „gemeineuropäisch“ waren die nationalen Brechungen der revolutionären Erhebungen, die letztendlich ihr Scheitern mit begründeten. Während die politische Programmatik international war, blieb also der Handlungszusammenhang national oder staatlich, manchmal auch regional gebrochen. Die Konflikttypologie stellte sich als revolutionär und europäisch zugleich dar. Obwohl Europa kein Handlungsobjekt war, blieb es doch das die Prozesse verständlich machende Referenzsubjekt. Die revolutionären Unruheherde waren über ganz Europa verteilt und machten die Revolution von 1848/49 zur ersten und – so Koselleck – zur letzten großen europäischen Revolution.

Der Autor führt aus, warum die Französische Revolution nicht als eine europäische in Betracht kommt, ebenso wenig wie die Julirevolution von 1830. Hier kann man ihm folgen, wobei es ihm nicht gelingt, glaubhaft darzulegen, dass alle Bürgerkriege und Revolutionen, die nach 1848/49 in Europa ausbrachen und geführt wurden, seitdem auf einzelne Länder und Staaten beschränkt blieben. Seiner These, dass alle folgenden Unruhen, Aufstände oder Revolutionen nationalstaatlich zurückgebunden waren und keine Verfassungsänderungen mehr stattfanden, „es sei denn als Folge verlorener – oder gewonnener – Kriege“, mag man noch bei der russischen Oktoberrevolution 1917 hinnehmen; aber spätestens bei der Revolution von 1989 scheint es nicht mehr angebracht, nicht von einer weiteren großen „gemeineuropäischen Revolution“ zu sprechen. Koselleck diskutiert diese nicht einmal, geschweige denn begründet er, warum er sie nicht als eine europäische Revolution ansieht. Seine zusammenfassende Betrachtung der Revolution von 1848/49 scheint jedenfalls ebenso zu treffend für 1989 zu gelten, denn man kommt nicht umhin, Koselleck zu widersprechen, wenn er nur die Revolution von 1848/49 als europäische verstanden wissen will, die „die zahlreichen, genuin entfesselten revolutionären Prozesse der einzelnen Länder zu einem einzigartigen, großen Ereigniszusammenhang [schluss]“.

Im zweiten Aufsatz „Deutschland – eine verspätete Nation?“ verortet Koselleck Plessner als den Ersten, der die deutsche Geschichte in Beziehung zur europäischen Geschichte gesehen habe. Zugleich sei es ihm aber auch darum gegangen, zu zeigen, wo die deutsche Geschichte stellvertretend für die europäische eintreten könne. Hinter dem Plessnerschen Titel „Die verspätete Nation, über die politische Verführbar-

keit bürgerlichen Geistes“ steht die teleologische Perspektive, dass sich eine Nation nur verspäten kann, wenn man ihre Geschichte im Vergleich mit ihren Nachbarstaaten analysiert und gewisse Ziele in der geschichtlichen Entwicklung als vorgegeben annimmt. Denn nur wenn Geschichte eine Art Fahrplan zugrunde liegt, kann man überhaupt von einer Verspätung sprechen. Wer aber gibt diesen Fahrplan vor? Koselleck befragt die suggestive Formel einer verspäteten Nation geschichtstheoretisch. Sie lässt nur eine Alternative zu: Erfüllung oder Scheitern. Da die Teleologie erst ex post Verkündung findet, bleibt derjenige, der sie vertritt, immer im Recht. Der Fahrplan wird also erst im Nachhinein benannt und nicht vorab vorgegeben.

Neben dieser methodischen Problematik hat die Formel der verspäteten Nation auch moralische und normative Wirkungen zeitigt. Normativ richtend heißt es oft, die Deutschen seien selber schuld gewesen, weil sie keine zugleich kultiviert und humanistisch ausgerichtete Staatsnation zu bilden in der Lage gewesen seien. Dabei wird die Verspätung im Hinblick auf die Nationsbildung der Franzosen, Niederländer und Briten gesehen, aber oft vergessen, dass diese ungefähr zeitgleich mit der der Italiener und wesentlich früher als die der Polen, Tschechen und anderer osteuropäischer Völker erfolgte. Unberücksichtigt bleibt auch, dass es das deutsche Volk nicht gab, sondern es sich um viele Völker handelte, die sich, trotz ähnlicher Sprache und Kultur, auf viele Territorialstaaten verteilten. Um 1800 wurde daher auch korrekt von der „deutschen Völkerschaft“ gesprochen. Noch 1914 beschwor Wilhelm II. beim Kriegsausbruch die „Völker und Stämme“ des deutschen Reiches. Erst unter Hitler wurde jeder deutsche Bürger in seinem Pass als „Deutscher“ und dann erst mit seiner Landsmannschaft bezeichnet. Es war daher schwierig, eine einzige, gemeinsame Staatsnation zu formieren. Koselleck wirft deshalb die weiterführende Frage auf, wann denn der rechte Zeitpunkt für eine deutsche Nationsbildung gewesen wäre, wenn sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „zu spät“ erfolgt sei. Eine Antwort gibt es nicht, denn „die unverrückbare Tatsächlichkeit der Geschichte verbietet es, von einer ‚verspäteten Nation‘ zu sprechen“.

Koselleck spitzt diese Bedenken weiter zu, indem er die Frage anschließt, inwieweit es überhaupt angemessen sei, den Begriff einer deutschen Nation zu verwenden, um den Ereignissen

und Strukturen einer „deutsch“ zu nennenden Geschichte gerecht zu werden. Dies führt ihn zu seiner Schlussfolgerung, dass die deutsche Nation deshalb erst so spät und anschließend so übermütig in Erscheinung getreten sei, da sie an ihrer Nationsbildung gehindert wurde, denn ihre Strukturen seien immer schon föderal und nicht national ausgerichtet gewesen. Genau diese föderalen Strukturen unterscheiden die deutsche Geschichte von der ihrer Nachbarstaaten und helfen die Besonderheiten zu erklären. Europa würde diesen Strukturen auch Gutes verdanken wie z. B. die professionelle Toleranz, die institutionell dadurch gewahrt werden könne. Auch sieht er es als ein positives Resultat, dass es innerhalb eines politischen Verbundes möglich war, Sonderbünde zu generieren. Insbesondere gehöre es zu den deutschen Erfahrungen, „dass nur paritätische Einungen zwischen Ungleichen die Gleichheit von Ungleichen absichern konnten“. Die Anerkennung von Minderheiten und Gleichberechtigung resultierten daraus. Kompromissfähigkeit war angeblich notwendig zum maximalen Erfolg. Daraus folgert Koselleck, dass die deutsche Geschichte durch ihre Föderalstrukturen immer schon sowohl vor- als auch nachnational gewesen sei. Sie seien es gewesen, die sie erst als vormodern erschienen ließen und zugleich als „postmodern“. Genau diese Strukturen kommen in der heutigen Europäischen Union positiv zum Tragen.

Sicherlich hatte die gegenüber den westlichen Nachbarn spätere Nationswerdung auch erfolgreiche föderale Strukturasspekte, die durch die im Namen Deutschlands ausgelösten Weltkriege verdeckt wurden. Warum aber Europa diese Strukturen Deutschland danken soll, scheint weniger einsichtig. Koselleck nennt, ohne weiter darauf einzugehen, die helvetische Conföderation bzw. die Union der niederländischen Staaten als ähnliche Modelle. Zweifelsohne verweist ebenso die deutsche Nationswerdung auf einige europäische Aspekte, aber im Angesicht der Katastrophen, die im Namen Deutschlands ausgelöst wurden, fällt es schwer, diese als große Errungenschaft zu deklarieren und in den Vordergrund zu stellen. Anerkennung von Minderheiten exemplifiziert der Holocaust wohl nicht, und Kompromissfähigkeit als Notwendigkeit zum maximalen Erfolg zeigt die Annexion weiter Teile Europas unter Hitler auch nicht. Dem Autor geht es aber wohl eher darum, deutlich auszuarbeiten, dass es keinen geschichtlichen Fatalismus geben kann, wie er fälschlicherweise durch die

Metapher „der verspäteten Nation“ aufkam, der Geschichte prädestiniert erscheinen lässt. Kosellecks Thesen sind prägnant, provokant und sehr kontrovers.

Ulrich Arnswald

MARTIN RHEINHEIMER: *Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450–1850* (= Europäische Geschichte). Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. 2000, 252 S.

Armut ist nicht zu allen Zeiten das Gleiche gewesen, sondern sie stand stets in einem Verhältnis zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung und sie wurde immer subjektiv empfunden. Dabei lässt sich eine Armutsgrenze bis heute nur im jeweiligen Kontext definieren. Seit dem späten Mittelalter häufen sich Klagen über falsche Bettler. Gleichzeitig traten neben die Fürsorge zunehmend Marginalisierungen und Verfolgung.

Mit seinem Buch „Arme, Bettler und Vaganten“ möchte Martin Rheinheimer, Associate Professor für Europäische Regionalgeschichte an der Universität von Süddänemark in Esbjerg, einen Eindruck von den unterschiedlichen Lebenswelten der Armen zwischen ausgehendem Mittelalter und beginnender Industrialisierung vermitteln. Wenngleich sein Buch nur wenig Neues enthält, macht doch die komprimierte Darstellung Armutprofile und Wohlfahrtspraxis aus der Zusammenschau verschiedener sozialhistorischer Bereiche deutlich – die Überlebensstrategien der von der Armut bedrohten Unterschichten, die besonderen Nöte armer Frauen, das Verhältnis der Bedürftigen zur Armenfürsorge, die Strategien von vagierenden Bettlern, von Dieben und Räubern bis hin zu Verfolgung und Leben der „Zigeuner“. Der systematisch angelegte Literaturbericht spannt sich über vier Jahrhunderte. Beispiele aus vielen europäischen Ländern beleuchten dabei die komplexen Zuschreibungs- und Aneignungsprozesse, die innerhalb der Gesellschaft stattfanden und einen Armen zu einem Armen machten. Beachtenswert erscheint, dass Rheinheimer das Schicksal der Armen nicht nur in ihrer Rolle als Objekte wirtschaftlicher Entwicklungen, sozialer Veränderungen oder politischer Maßnahmen nachzeichnet, sondern diese Menschen auch als Subjekte ernst nimmt und nach ihren Weltbildern, ihren Werthaltungen und den Funktionsweisen ihrer Subkulturen fragt.

Das in der von Wolfgang Benz herausgegebene Reihe „Europäische Geschichte“ erscheinende Taschenbuch gliedert sich in fünf Kapitel, die der Stufenleiter der sozialen Not nach unten folgen. Im ersten Kapitel geht es zunächst um all diejenigen Menschen, die von der Verarmung nur bedroht waren. Hierbei wirft der Verfasser zuerst einen Blick auf die strukturellen Ursachen der Armut in der Frühen Neuzeit. Anschließend stellt er einige Reaktionen vor, mit denen Angehörige der Unterschichten auf die drohende Verarmung reagierten: die Suche nach besseren Subsistenzmöglichkeiten, die Ab- bzw. Auswanderung, Protest und Kriminalität. Schließlich geht er auf die „Kultur“ des Mangels ein, die das permanente Leben an den Grenzen der Verarmung hervorbrachte.

Das zweite Kapitel widmet sich den Frauen, die insgesamt der Not stärker ausgesetzt waren als die Männer. Zunächst stellt der Autor spezifisch psychische Bearbeitungsweisen vor, mit denen Frauen auf Verarmung reagierten. Sodann veranschaulicht er an einem Beispiel die Gefährdungen einer armen Greisin; die Lebensweise einiger nichtsesshafter Jüdinnen zeigt die Überlebensstrategien von Frauen am Rande. Da sich die gesellschaftliche Wahrnehmung der armen Frauen stark an ihrer Sexualität festmachte, thematisiert der Verfasser in weiteren Abschnitten die Gefahren und Verhaltensweisen, die damit in Zusammenhang stehen: Prostitution, uneheliche Kinder, Abtreibung, Kindsmord und Kindesaussetzung.

Im Mittelpunkt des dritten Kapitels stehen die „wahren“ Armen. Dargestellt werden hierbei sowohl Aspekte der Fürsorge als auch die Bedingungen eines Lebens in Bedürftigkeit und Abhängigkeit von obrigkeitlicher Unterstützung. Wie sich hierbei zeigt, war ein wichtiger Aspekt des Armenwesens die Krankenfürsorge, da viele Kranke sich nicht selbst versorgen konnten. Ähnlich den Hospitälern hatten auch die Arbeits- und Zuchthäuser verschiedene Funktionen. Bis Ende des 18. Jahrhunderts fanden sich oft Zucht-, Armen-, Waisen- und Irrenhaus unter einem Dach.

Von der obrigkeitlichen Unterstützung ausgeschlossen und kriminalisiert wurden zu Beginn der Frühen Neuzeit vor allem die fremden Bettler, weshalb der Autor im vierten Kapitel auch Formen der Kriminalität bis hin zu den organisierten Diebes- und Räuberbanden in den Blick nimmt. Noch stärker als fremde Bettler und Räuber zogen zur damaligen Zeit die „Zigeuner“ Projektionen auf sich, zumal sie gesellschaftlich

noch weniger eingebunden waren und sich durch ihr dunkles Äußeres unterschieden. Ihnen, die als ethnisch abweichende Gruppe besonders ausgegrenzt und verfolgt wurden, widmet sich das fünfte Kapitel.

Was bei dem spannend zu lesenden Buch, das durch einen Anhang mit Anmerkungen, Zeittafel, Literatur, Glossar, Abbildungsnachweis sowie Register ergänzt wird, am meisten frappiert, sind die historischen Kontinuitäten: Mag die Armut in der Frühen Neuzeit auch ein anderes Gesicht gezeigt haben als heute, so weisen dennoch die grundlegenden Typologien, die gesellschaftlichen Begründungszusammenhänge und auch die Lösungsstrategien überraschende Übereinstimmungen auf. Von daher betont Rheinheimer in seiner Schlussbetrachtung zu Recht, dass jede Zeit ihren Umgang mit der Not neu definieren, die alten Muster erkennen, sie fortentwickeln, überwinden und neue schaffen müsse, die den veränderten ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungen besser entsprechen. Deshalb sollte auch jede Epoche ihre Bestimmung der Armut reflektieren, um nicht unbewusst tradierte Vorstellungen zur Basis eines vielleicht fragwürdigen Handelns zu machen. Das vorliegende Buch sei besonders allen sozialpolitisch Verantwortlichen wärmstens empfohlen.

Hubert Kolling

ULRICH VAN DER HEYDEN/JOACHIM ZELLER (Hrsg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin Edition, Berlin 2002, 320 S.

„Reich bebildert, wissenschaftlich fundiert und populär dargestellt“ – so präsentiert der Verlag seine Publikation, die sich mit einem „weitgehend vergessenen oder verdrängten“ Kapitel der deutschen Geschichte beschäftigt. Den Herausgebern geht es einmal darum, die Rolle Berlins als Zentrum des „deutschen Kolonialimperialismus“ zu beleuchten. Zugleich möchte das Buch „einmal mehr eine Auseinandersetzung mit dem allgegenwärtigen Rassismus unserer Tage anstoßen und auf die (Mit-)Verantwortung auch der Deutschen für die in der ‚Dritten Welt‘ herrschenden Probleme aufmerksam machen“. In der Intention der Verfasser verbinden sich demnach wissenschaftliche und politischen Motive.

Das Buch stellt die Ergebnisse einer intensiven Spurensuche in 55 Beiträgen von 33 Autoren vor. Dabei führt der Weg der Recherche von der Wilhelmstraße als der „Zentrale der Weltmacht“